

HEYNE <

Zum Buch

Leningrad im Januar 1942: Weil er während der nächtlichen Ausgangssperre die Leiche eines deutschen Soldaten nach Essbarem durchsucht hat, wird der 17-jährige Lew sofort verhaftet – auf Plündern steht die Todesstrafe. Nach endlosen Stunden in einer kargen Gefängniszelle wird er allerdings nicht aufs Schafott, sondern zusammen mit seinem Mithäftling Kolja vor den Geheimdienstchef der Stadt geführt. Der stellt die beiden vor eine schier unlösbare Aufgabe – im Tausch gegen ihr Leben sollen sie innerhalb von sechs Tagen im ausgehungerten Leningrad zwölf Eier für die Hochzeitstorte seiner Tochter auftreiben. Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt ...

Zum Autor

David Benioff, geboren 1970, debütierte 2002 mit dem Roman *25 Stunden*, der von Spike Lee mit Edward Norton und Philip Seymour Hoffman in den Hauptrollen verfilmt wurde. Seither arbeitet er als Drehbuchautor, adaptierte *Drachenläufer* für das Kino und schrieb unter anderem das Drehbuch zu *Troja*. Er lebt mit seiner Familie in New York.

Lieferbare Titel

25 Stunden

DAVID BENIOFF

**STADT
DER
DIEBE**

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ursula-Maria Mössner

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe CITY OF THIEVES erschien bei Viking



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2010

Copyright © 2008 by David Benioff

Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2010 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,

Zürich, unter Verwendung der Original-Illustration

von © »Shout«

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2010

ISBN: 978-3-453-40715-2

www.heyne.de

Für Amanda & Frankie

und wenn die Stadt fällt und ein einziger überlebt
wird er die Stadt in sich auf dem Pfad der
Verbannung tragen – er wird die Stadt sein

ZBIGNIEW HERBERT

Diesmal glaubte Schenk begriffen zu haben
und lachte noch stärker. Dann sagte er
mit ernstem Gesicht: »Glauben Sie, daß die
Russen homosexuell sind?«
»Das werdet ihr nach Kriegsende feststellen.«

CURZIO MALAPARTE

Mein Großvater, der Messerstecher, tötete zwei Deutsche, bevor er achtzehn war. Ich erinnere mich nicht, dass es mir jemand erzählt hätte – ich schien es einfach schon immer zu wissen, so wie ich wusste, dass die Yankees bei Heimspielen Nadelstreifen trugen und auswärts Grau. Aber ich wusste es nicht von Geburt an. Wer erzählte es mir? Nicht mein Vater, der niemals ein Geheimnis verriet, und nicht meine Mutter, die davor zurückscheute, unangenehme Dinge zu erwähnen, alles Grausame, Kranke oder Hässliche. Auch nicht meine Großmutter, die jedes Volksmärchen aus der alten Heimat kannte – hauptsächlich schaurige: über Kinder, die von Wölfen verschlungen und von Hexen geköpft wurden –, in meinem Beisein aber nie über den Krieg sprach. Und ganz gewiss nicht mein Großvater selbst, der lächelnde Hüter meiner frühesten Erinnerungen, der stille, schwarzäugige, schlanke Mann, der mich bei der Hand hielt, wenn wir die Straße überquerten, der auf einer Parkbank seine russische Zeitung las, während ich den Tauben nachlief und mit abgebrochenen Zweigen Pharaoameisen ärgerte.

Ich wuchs zwei Blocks von meinen Großeltern entfernt auf und sah sie fast jeden Tag. Sie hatten eine kleine Versiche-

rungsgesellschaft, die sie von ihrer Wohnung in Bay Ridge aus betrieben und deren Kunden in erster Linie ebenfalls russische Einwanderer waren. Meine Großmutter war ständig am Telefon und verkaufte. Niemand konnte ihr widerstehen. Sie ließ ihren Charme spielen oder jagte den Leuten Angst ein, aber so oder so, die Leute kauften. Mein Großvater arbeitete am Schreibtisch und erledigte den ganzen Papierkram. Als ich klein war, saß ich oft auf seinem Schoß und betrachtete den Stumpf seines linken Zeigefingers, der abgerundet und glatt war, die beiden obersten Glieder so sauber abgetrennt, dass man hätte meinen können, er sei ohne sie zur Welt gekommen. Wenn Sommer war und die Yankees spielten, übertrug ein Radio (nach seinem siebzigsten Geburtstag ein Farbfernseher, den ihm mein Vater schenkte) das Spiel. Er verlor nie seinen Akzent, er ging weder jemals zur Wahl noch hörte er je amerikanische Musik, aber er wurde ein glühender Anhänger der Yankees.

Ende der neunziger Jahre machte ein Versicherungskonzern meinen Großeltern ein Angebot für ihre Gesellschaft. Nach allgemeiner Aussage war es ein faires Angebot, also verlangte meine Großmutter das Doppelte. Bestimmt wurde lange und heftig gefeilscht, aber ich hätte dem Konzern gleich sagen können, dass es pure Zeitverschwendung war, mit meiner Großmutter zu feilschen. Am Ende bekam sie, was sie verlangte, und wie es so Brauch war, verkauften meine Großeltern ihre Wohnung und zogen nach Florida.

Sie kauften ein kleines Haus an der Golfküste, ein Flachdach-Meisterwerk, 1949 von einem Architekten erbaut, der Berühmtheit erlangt hätte, wenn er nicht im gleichen Jahr ertrunken wäre. Das nüchterne und majestätische Haus aus

Stahl und Beton, auf einer einsamen Klippe mit Blick auf den Golf gelegen, ist nicht gerade das, was man sich für ein Ehepaar im Ruhestand vorstellt, aber die beiden zogen ja nicht in den Süden, um in der Sonne zu schrumpeln und zu sterben. An den meisten Tagen sitzt mein Großvater an seinem Computer und spielt mit alten Freunden online Schach. Meine Großmutter, der die Untätigkeit schon wenige Wochen nach dem Umzug auf die Nerven ging, kreierte für sich eine neue Stelle an einem College in Sarasota, wo sie russische Literatur braun gebrannten Studenten nahebringt, die (meinem einzigen Besuch ihres Unterrichts nach zu schließen) völlig verstört auf ihre Flüche, ihren beißenden Sarkasmus und ihre fehlerfrei aus dem Gedächtnis zitierten Puschkin-Verse reagieren.

Jeden Abend essen meine Großeltern auf der Terrasse ihres Hauses und blicken über das dunkle Wasser Richtung Mexiko. Sie schlafen bei offenen Fenstern, wo sich die Nachtfalter an den Fliegengittern die Flügel lädieren. Im Gegensatz zu anderen Ruheständlern, denen ich in Florida begegnet bin, haben sie keine Angst vor Kriminalität. Die Haustür ist für gewöhnlich unverschlossen, und sie haben auch keine Alarmanlage. Sie tragen im Auto keine Sicherheitsgurte; sie tragen in der Sonne kein Sonnenöl auf. Sie haben beschlossen, dass nichts außer Gott selbst sie umbringen kann, und dabei glauben sie nicht einmal an ihn.

Ich lebe in Los Angeles und schreibe Drehbücher über mutierende Superhelden. Vor zwei Jahren wurde ich gebeten, einen autobiografischen Essay für eine Fachzeitschrift der Drehbuchautoren zu schreiben, und mitten in der Arbeit wurde mir klar, dass ich ein äußerst eintöniges Leben geführt hatte. Nicht, dass ich mich beklagen will. Selbst wenn sich das Re-

sümees meines Daseins langweilig liest – Schule, College, Gelegenheitsjobs, Universität, Gelegenheitsjobs, wieder Universität, mutierende Superhelden –, so war es doch schön, auf der Welt zu sein. Aber als ich mich mit dem Essay herumschlug, stellte ich fest, dass ich keine Lust hatte, über mein eigenes Leben zu schreiben, nicht einmal fünfhundert Wörter lang. Ich wollte über Leningrad schreiben.

Meine Großeltern holten mich in Sarasota am Flughafen ab; ich bückte mich, um ihnen einen Kuss zu geben, und sie lächelten zu mir hoch, in Anwesenheit ihres hünenhaften amerikanischen Enkels (mit einem Meter achtundachtzig bin ich tatsächlich ein Hüne neben ihnen) wie immer leicht verwirrt. Auf dem Heimweg kauften wir auf dem örtlichen Fischmarkt eine Makrele; mein Großvater grillte sie mit nichts weiter als Butter, Salz und frischer Zitrone. Wie jedes Gericht, das er zubereitete, schien es unglaublich einfach zu sein, brauchte nur zehn Minuten und schmeckte besser als alles, was ich in dem Jahr in L. A. gegessen hatte. Meine Großmutter kocht nicht; sie ist in unserer Familie berühmt für ihre Weigerung, etwas Komplizierteres zuzubereiten als einen Teller Cornflakes.

Nach dem Abendessen zündete sich meine Großmutter eine Zigarette an, und mein Großvater schenkte drei Gläser selbst gemachten Schwarze-Johannisbeeren-Wodka ein. Wir hörten dem Chor der Zikaden und Grillen zu, blickten hinaus auf den schwarzen Golf und schlugen nach vereinzelt Moskitos.

»Ich habe ein Tonbandgerät mitgebracht. Ich dachte, wir könnten vielleicht über den Krieg reden.«

Ich glaubte zu sehen, dass meine Großmutter kurz die Augen verdrehte, während sie Zigarettenasche ins Gras schnippte.

»Was?«

»Du bist vierzig Jahre alt. Auf einmal interessiert dich das?«

»Ich bin vierunddreißig.« Ich schaute meinen Großvater an, und er lächelte mich an. »Was ist los? Wart ihr Nazis? Wollt ihr eure Nazi-Vergangenheit verheimlichen?«

»Nein«, sagte er, noch immer lächelnd. »Wir waren keine Nazis.«

»Hast du wirklich gedacht, ich sei vierzig?«

»Vierunddreißig, vierzig ...« Sie stieß ihr übliches *Pscha* aus, ein Geräusch, das immer von einer verächtlichen Handbewegung begleitet war, mit der sie derartige Beschränktheit abtat. »Und wenn schon. Heirate endlich. Such dir eine Frau.«

»Du redest wie alle Großmütter in Florida.«

»Ha«, sagte sie, ein wenig verletzt.

»Ich will ja nur wissen, wie das damals war. Was ist daran so schlimm?«

Sie nickte meinem Großvater zu, während sie mit der brennenden Zigarette auf mich deutete.

»Er will wissen, wie es war.«

»Schätzchen«, sagte mein Großvater. Nur das, nichts weiter, aber meine Großmutter nickte und drückte ihre Zigarette auf dem Glastisch aus.

»Du hast recht«, sagte sie zu mir. »Wenn du über den Krieg schreiben willst, dann tu's.«

Sie stand auf, küsste mich auf den Scheitel, küsste meinen Großvater auf den Mund und trug das Geschirr ins Haus. Einige Minuten saßen wir schweigend da, hörten den sich brechenden Wellen zu. Er schenkte uns Wodka nach, freute sich, dass ich mein Glas geleert hatte.

»Hast du eine Freundin?«

»Mhm.«

»Die Schauspielerin?«

»Ja.«

»Ich mag sie.«

»Ich weiß.«

»Sie könnte fast eine Russin sein«, sagte er. »Sie hat die Augen ... Wenn du über Leningrad sprechen willst, dann sprechen wir über Leningrad.«

»Ich will nicht darüber sprechen. Ich möchte, dass *du* darüber sprichst.«

»Okay, dann spreche ich darüber. Morgen?«

Er hielt Wort. Während der folgenden Woche saßen wir jeden Tag auf der Terrasse, und ich nahm seine Geschichten auf. Einige Stunden am Vormittag, gefolgt von einer Mittagspause, und dann wieder am Nachmittag – mein Großvater, ein Mann, der es hasste, mehr als zwei Sätze hintereinander in gemischter Gesellschaft zu sagen (das heißt, in Gesellschaft einer anderen Person als meiner Großmutter), füllte Minikassette um Minikassette mit seinen Worten. Zu vielen Worten für ein einziges Buch – die Wahrheit mag seltsamer sein als die Erfindung, aber sie braucht einen besseren Lektor. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich meinen Großvater fluchen und offen über Sex reden. Er sprach über seine Kindheit, über den Krieg, über die Ankunft in Amerika. Aber vor allem sprach er über eine Woche im Jahr 1942, die erste jenes Jahres, die Woche, in der er meiner Großmutter begegnete, seinen besten Freund gewann und zwei Deutsche tötete.

Als er seine Geschichten zu Ende erzählt hatte, befragte ich ihn nach näheren Einzelheiten – nach Namen, Orten, den Wetterverhältnissen an bestimmten Tagen. Eine Zeit lang ging

er darauf ein, doch schließlich beugte er sich vor und drückte die Stopptaste des Tonbandgeräts.

»Das ist alles lange her«, sagte er. »Ich weiß nicht mehr, was ich anhatte. Ich weiß nicht mehr, ob die Sonne herauskam.«

»Ich will doch nur sicherstellen, dass ich alles richtig wiedergebe.«

»Das kannst du nicht.«

»Es ist deine Geschichte. Ich will sie nicht verpfuschen.«

»David ...«

»Einiges kapiere ich immer noch nicht ...«

»David«, sagte er. »Du bist doch der Schriftsteller. Denk dir was aus.«

1

Du hast noch nie solchen Hunger gehabt; du hast noch nie so gefroren. Wenn wir schliefen, sofern wir überhaupt schliefen, träumten wir von den Leckerbissen, die wir sieben Monate zuvor gedankenlos gegessen hatten – all den Butterbrotten, den Kartoffelklößen, den Würsten –, ohne Bedacht gegessen, hinuntergeschluckt hatten, ohne sie zu würdigen, und dabei auf unseren Tellern große Krümel liegen ließen, weggeschnittenes Fett. Im Juni 1941, bevor die Deutschen kamen, dachten wir, wir seien arm. Aber bis zum Winter erschien uns der Juni wie das Paradies.

Nachts blies der Wind so laut und anhaltend, dass man erschrak, wenn er aufhörte; die Rollladenscharniere des ausgebrannten Cafés an der Ecke hörten dann einige ominöse Sekunden lang auf zu quietschen, als würde sich ein Raubtier nähern und das kleinere Wild vor Angst verstummen. Die Rollläden selbst waren im November als Brennholz herausgerissen worden. In ganz Leningrad gab es kein Kleinholz mehr. Jedes Holzschild, die Latten der Parkbänke, die Fußbodendielen zerstörter Gebäude – alles weg und irgendwo in einem Ofen verfeuert. Auch die Tauben fehlten, waren eingefangen und in geschmolzenem Eis aus der Newa gegart

worden. Keinem machte es etwas aus, Tauben zu schlachten. Was für Unruhe sorgte, waren die Hunde und Katzen. Im Oktober hörte man gerüchteweise, jemand habe seinen Köter gebraten und daraus vier Mahlzeiten gemacht; wir lachten darüber und schüttelten den Kopf, glaubten es nicht und fragten uns doch, ob Hund mit entsprechend viel Salz gut schmeckt – damals gab es noch genügend Salz, auch wenn alles andere ausging, hatten wir doch noch Salz. Im Januar war aus den Gerüchten bereits eine schlichte Tatsache geworden. Nur Leute mit den besten Beziehungen konnten noch ein Haustier ernähren, also ernährten die Haustiere uns.

Es gab zwei Theorien bezüglich der Dicken und der Dünnen. Die einen sagten, diejenigen, die vor dem Krieg dick waren, hätten bessere Überlebenschancen: Eine Woche ohne Nahrung verwandle einen rundlichen Menschen nicht gleich in ein Skelett. Die anderen sagten, Magere seien es eher gewohnt, wenig zu essen, und kämen daher besser mit dem plötzlichen Hungern zurecht. Ich gehörte zum zweiten Lager, und zwar aus schierem Eigennutz. Ich war von Geburt an ein Hänfling. Große Nase, schwarze Haare, von Akne verunzierte Haut – geben wir's zu, ich war nicht gerade der Traum eines jeden Mädchens. Aber der Krieg machte mich attraktiver. Andere magerten ab, als die Lebensmittelrationen wieder und wieder gekürzt wurden und Männer, die vor dem Einmarsch der Deutschen wie Schwerathleten ausgesehen hatten, auf die Hälfte zusammenschrumpfen ließen. Ich hatte keine Muskeln, die ich hätte verlieren können. So wie die Spitzmäuse, die weiter auf Nahrungssuche gingen, während um sie herum die Dinosaurier ausstarben, war ich für Entbehrungen geschaffen.

Am Silvesterabend saß ich auf dem Dach des Kirow, des Wohnblocks, in dem ich lebte, seit ich fünf war (obwohl das Haus seinen Namen erst 1934 bekam, als Kirow erschossen und die halbe Stadt nach ihm benannt wurde), beobachtete die prallen grauen Fesselballons der Flugabwehr, die unter den Wolken schwärmten, und wartete auf die Bomber. Zu dieser Jahreszeit steht die Sonne nur sechs Stunden am Himmel, huscht wie ein Geist von Horizont zu Horizont. Jede Nacht saßen vier von uns ihre Drei-Stunden-Schicht auf dem Dach ab, bewaffnet mit Wassereimern, Sandkübeln, Eisenzangen und Schaufeln, eingemummt in alle Hemden und Pullover und Mäntel, die wir auftreiben konnten, und beobachteten den Himmel. Wir waren der Feuerlöschtrupp. Die Deutschen hatten entschieden, dass das Erstürmen der Stadt sie zu viele Opfer kosten würde, und so kesselten sie uns stattdessen ein, um uns auszuhungern, niederzubomben, niederzubrennen.

Vor Kriegsbeginn lebten im Kirow elfhundert Menschen. An Silvester lag die Zahl eher bei vierhundert. Die meisten kleinen Kinder waren evakuiert worden, bevor die Deutschen den Belagerungsring im September schlossen. Meine Mutter und meine kleine Schwester Taissja gingen nach Wjasma zu meinem Onkel. Am Abend vor ihrer Abreise stritt ich mit meiner Mutter, der einzige Streit, den wir je hatten – genauer gesagt, das einzige Mal, dass ich mich ihr widersetzte. Sie wollte natürlich, dass ich mitging, weit weg von den Invasoren, tief ins Landesinnere, wo uns die Bomber nicht finden konnten. Aber ich hatte nicht vor, Piter zu verlassen. Ich war ein Mann, ich würde meine Heimatstadt verteidigen, ich würde ein Newski des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Vielleicht

war ich nicht ganz so töricht. Aber ich hatte ein stichhaltiges Argument: Wenn jede einsatzfähige Person floh, würde Leningrad von den Faschisten erobert werden. Und ohne Leningrad, ohne die Stadt der Arbeiter, die Panzer und Gewehre für die Rote Armee herstellten, welche Chance hatte Russland da?

Meine Mutter meinte, das sei ein dummes Argument. Wie sie sagte, war ich gerade mal siebzehn. Ich schweißte keine Panzerplatten in der Fabrik zusammen und ich konnte noch fast ein Jahr lang nicht Soldat werden. Die Verteidigung Leningrads hatte nichts mit mir zu tun; ich war nur ein weiteres hungriges Maul, das durchgefüttert werden musste. Ich ignorierte diese beleidigenden Bemerkungen.

»Ich bin Feuerwehrmann«, verkündete ich ihr, denn es war die Wahrheit, die Stadtverwaltung hatte die Schaffung von zehntausend Feuerlöschtrupps angeordnet, und ich war der stolze Kommandant des Löschtrupps Kirow Fünfter Stock.

Meine Mutter war noch keine vierzig Jahre alt, aber ihr Haar war bereits grau. Sie saß mir gegenüber am Küchentisch und hielt mit beiden Händen meine Hand fest. Sie war eine sehr kleine Frau, gerade mal einundzwanzig groß, und ich hatte von Geburt an Angst vor ihr.

»Du bist ein Dummkopf«, verkündete sie mir. Vielleicht klingt das beleidigend, aber meine Mutter nannte mich immer »kleiner Dummkopf«, und so hielt ich die Bezeichnung mittlerweile für einen Kosenamen. »Die Stadt hat es schon vor dir gegeben. Es wird sie auch nach dir noch geben. Taissja und ich brauchen dich.«

Sie hatte recht. Ein besserer Sohn, ein besserer Bruder wäre mitgegangen. Taissja verehrte mich, sprang an mir hoch,

wenn ich aus der Schule kam, las mir die albernen Gedichtchen vor, die sie als Hausaufgabe zu Ehren der Märtyrer der Revolution schrieb, zeichnete Karikaturen meines großnasigen Profils in ihr Heft. Meistens hätte ich sie erwürgen können. Ich hatte keine Lust, mit meiner Mutter und meiner kleinen Schwester durch das halbe Land zu tippeln. Ich war siebzehn, beseelt von dem Glauben, vom Schicksal zu Heroischem bestimmt zu sein. Molotows Erklärung bei seiner Rundfunkansprache am ersten Tag des Krieges (WIR KÄMPFEN FÜR EINE GERECHTE SACHE. WIR WERDEN DEN FEIND SCHLAGEN. WIR WERDEN OBSIEGEN) war auf Abertausend Plakate gedruckt und überall in der Stadt an Mauern geklebt worden. Ich glaubte an unsere Sache; ich würde nicht vor dem Feind davonlaufen; ich würde den Sieg nicht verpassen.

Mutter und Taissja brachen am nächsten Morgen auf. Sie fuhren einen Teil der Strecke mit dem Bus, hielten Armee-laster an, die sie ein Stück mitnahmen, und legten in Stiefeln mit klaffenden Sohlen schier endlose Entfernungen auf Landstraßen zurück. Sie brauchten drei Wochen, um hinzukommen, aber sie schafften es, waren endlich in Sicherheit. Meine Mutter schickte mir einen Brief, in dem sie die Reise, die Angst und die Strapazen schilderte. Vielleicht wollte sie, dass ich ein schlechtes Gewissen bekam, weil ich sie und Taissja im Stich gelassen hatte, und ich hatte tatsächlich Gewissensbisse, aber ich wusste auch, dass es besser war, dass sie fort waren. Der entscheidende Kampf stand bevor, und die beiden gehörten nicht an die Front. Am 7. Oktober nahmen die Deutschen Wjasma ein, und Mutters Briefe blieben aus.

Ich würde ja gerne sagen, dass ich die beiden vermisste, als

sie fort waren, und in manchen Nächten fühlte ich mich sehr einsam, und immerzu vermisste ich das Essen meiner Mutter; aber seit ich klein war, hatte ich davon geträumt, auf mich selbst gestellt zu sein. In meinen Lieblingsmärchen ging es immer um erfinderische Waisen, die sich in einem finsternen Wald durchschlagen, alle Gefahren dank raffinierter Problemlösungen überleben, ihre Feinde überlisten und dabei unterwegs ihr Glück finden. Ich will nicht sagen, dass ich glücklich war – wir waren alle zu hungrig, um glücklich zu sein –, aber ich war überzeugt, dass ich meine Bestimmung gefunden hatte. Wenn Leningrad fiel, würde Russland fallen; wenn Russland fiel, würde der Faschismus die Welt erobern. Davon waren wir alle überzeugt. Ich bin es noch heute.

Ich war zwar zu jung fürs Militär, aber alt genug, um tagsüber Panzergräben auszuheben und nachts auf den Dächern Wache zu halten. Meine Mannschaft bestand aus meinen Freunden vom fünften Stock – Vera Ossipowna, einer talentierten Cellistin, und den rothaarigen Antokolski-Zwillingen, deren einziges bekanntes Talent darin bestand, zweistimmig zu furzen. In den ersten Kriegstagen hatten wir auf dem Dach Zigaretten geraucht, uns als Soldaten aufgespielt, tapfer und stark und entschlossen, während wir den Himmel nach Feinden absuchten. Ende Dezember gab es in Leningrad keine Zigaretten mehr, zumindest keine aus Tabak. Ein paar ganz Verzweifelte zerkrümelten abgefallene Blätter, rollten sie in Papier und nannten die Dinger »Herbstlichter«, behaupteten sogar, mit den richtigen Blättern ließe sich ein anständiger Glimmstängel herstellen, aber wir im Kirow, weit weg vom nächsten noch stehenden Baum, hatten diese Alternative nicht. Wir verbrachten unsere freien Minuten

damit, Jagd auf Ratten zu machen, für die das Verschwinden der Katzen der Stadt die Erhöhung all ihrer Gebete seit Urzeiten gewesen sein muss, bis sie merkten, dass sich nichts Essbares mehr im Abfall befand.

Nach monatelangen Bombenangriffen konnten wir die verschiedenen deutschen Flugzeuge an ihren Motorengeräuschen erkennen. In dieser Nacht, wie schon seit Wochen, waren es Junkers 88, die nun die Heinkels und Dorniers ersetzten, die unsere Jäger abzuschießen gelernt hatten. So trostlos unsere Stadt bei Tageslicht geworden war, nach Einbruch der Dunkelheit hatte die Belagerung eine seltsame Schönheit. Vom Dach des Kirow konnten wir, wenn der Mond schien, ganz Leningrad sehen: die Turmspitze der Admiralität (grau angestrichen, damit die Bomber sie nicht sahen), die Peter-Paul-Festung (die Kirchtürme mit Tarnnetzen verhängt), die Kuppeln der Isaaks-Kathedrale und der Erlöserkirche auf dem Blut. Wir konnten die Besatzungen sehen, die die Flugabwehrkanonen auf den Dächern der benachbarten Gebäude bemannten. Die Baltische Flotte war auf der Newa vor Anker gegangen, wo ihre Schiffe, riesigen grauen Wachposten gleich, ihre schweren Geschütze auf die Stellungen der Nazi-Artillerie abfeuerten.

Am schönsten waren die Luftkämpfe. Die Ju 88 und die Suchois kreisten über der Stadt, waren von unten nur dann zu sehen, wenn sie von den starken Suchscheinwerfern erfasst wurden. Die Suchois hatten einen großen roten Stern auf der Unterseite ihrer Tragflächen, um nicht von der eigenen Flugabwehr abgeschossen zu werden. Alle paar Nächte sahen wir ein solches Gefecht, angestrahlt wie auf einer Bühne, bei dem die schwereren, langsameren deutschen Bomber



David Benioff

Stadt der Diebe

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40715-2

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2010

Mit *Stadt der Diebe* gelang David Benioff ein modernes erzählerisches Meisterwerk, das Kritiker wie Leserschaft gleichermaßen in seinen Bann zog. Es ist ein fesselnder Abenteuerroman und zugleich die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft zwischen zwei jungen Männern, die eine schier unlösbare Aufgabe zu erfüllen haben: Im belagerten, ausgehungerten Leningrad sollen sie ein Dutzend Eier auftreiben.